



Schweben in der absoluten Leere: «2001: A Space Odyssey», stilbildender Science-Fiction-Film von Stanley Kubrick aus dem Jahr 1968.

IMAGO

Phantomschmerzen

Eine digitale Stanley-Kubrick-Retrospektive im Programmkino Xenix

Das Kino Xenix zeigt Kubricks filmisches Gesamtwerk in hoher Auflösung. Das gibt Gelegenheit, zu erkennen, dass es in diesen Filmen vielleicht weniger um das geht, was sich zeigen lässt, als um das, was fehlt.

Johannes Binotto

Wenn die Titelfigur aus Stanley Kubricks «Barry Lyndon» die Kutsche besteigt, die sie endgültig aus unserem Blick tragen soll, gefriert das Bild und zeigt uns den Abtretenden mitten in der Bewegung erstarrt. Während sein Kopf bereits im Inneren des Gefährts verschwunden ist, ragt noch sein Bein stumpf ins Offene. Es ist, als wollten wir die Figur festhalten, doch nicht etwa, weil sie uns so teuer wäre, sondern weil sie uns zu viele Fragen schuldig geblieben ist. Das Leben und Streben des Barry Lyndon, das in den vergangenen drei Stunden vor unseren Augen ausgefaltet wurde, mutet auch am Ende verstörend sinnlos an. Der Protagonist selbst, dieser Falschspieler und Emporkömmling, der sich Mitte des 18. Jahrhunderts Geld und Adel erschleicht, um dann mutwillig alles wieder zu verlieren, erscheint als Leerstelle, als eigentlich zu uninteressant für eine derart opulente Erzählung. Der ganze Film hinterlässt das Gefühl einer Leere, einen Phantomschmerz – wie Barrys in der Luft hängendes, amputiertes Bein. Im Standbild verdichtet sich metonymisch nicht nur dieser Film, sondern mithin das ganze

Œuvre Stanley Kubricks. Pars pro toto, mit negativem Dreh: Das fehlende Glied steht fürs Ganze.

Gängiges Missverständnis

Einem gängigen Missverständnis gemäss erkennt man Genies daran, dass sie in ihren Werken an alles denken. Wo jedes noch so kleine Detail stimmt und sich sinnfällig deuten lässt, muss es sich um ein Meisterwerk handeln – so der naive Glaube. In der Filmgeschichte ist es neben Hitchcock vor allem Kubrick, dem das Etikett des obsessiven Genies, welches angeblich nichts dem Zufall überliess, bis heute anhaftet. Dieses Klischee scheint durch Kubricks legendären Perfektionismus belegt zu sein, der ihn sogar dazu trieb, den Verleihkopien seiner Filme noch Anweisungen für den Kino-Operateur beizulegen. Analog führt dieses Bild vom Kontrollfreak bei seinen Verehrern nicht selten zu einer paranoiden Hermeneutik, wie man sie im grossartigen Dokumentarfilm «Room 237» über die versponnensten Lektüren von Kubricks «Shining» eindrücklich vorgeführt findet.

Was dieses paranoide Bemühen um restlose Deutung indes verpasst, sind jene Leerstellen, um die sich Kubricks Filme letztlich drehen. Sie sind es, die gerade als Absenzen im Zuschauer Phantomschmerzen hervorrufen. So findet der von Kubrick selbst ungeliebte Auftragsfilm «Spartacus» seinen Höhepunkt nicht in den minutiös rekonstruierten Schlachtszenen, sondern etwa dann, wenn Spartacus und Varinia erstmals als freie Menschen aufeinander-

treffen. Die Liebesszene bleibt steril, so wie die Landschaft, in der sie stattfindet, offensichtlich nur Kulisse ist und gerade darum so bewegend. Das Begehren wurde diesen beiden Sklaven so brutal amputiert, dass sie auch in Freiheit Gefangene bleiben, genau wie die Aristokratinnen in «Barry Lyndon», deren Gefühle hinter dicken Schminkmasken weggesperrt bleiben, oder Alex aus «A Clockwork Orange», dem man in der Gewalttherapie jede Gefühlsfähigkeit ab-erzieht.

Das ist das Dilemma noch in Kubricks letztem Film «Eyes Wide Shut», welcher, wie der Filmtheoretiker Thomas Elsaesser treffend argumentiert hat, nicht zuletzt ein Film über die Tragik ist, keine Phantasie zu haben. Sein Protagonist Bill Hartford, verwirrt ob den sexuellen Träumen seiner Frau, möchte Anschluss finden an die Phantasien der anderen und bleibt doch immer ausgeschlossen. Was ihn durch die nächtlichen Strassen und Bars von New York treibt, ist der Phantomschmerz einer eigenen Lust, die er nicht hat.

Impotenz des Phantasielosen

Nur so kann man auch jene Einschübe im Film erklären, in denen er sich vorstellt, wie seine Frau mit einem Matrosen ins Bett geht: Die geschmacklichen Softsexszenen in blauer Einfärbung sind Bilder, wie sie sich die Figur ausmalte: Playboy-Heftchen-Klischees. Die grundlegende Impotenz dieses Phantasielosen wird dadurch nur noch deutlicher, so wie auch «Lolita» dem Skandal zum Trotz eigentlich weniger

ein Film über verbotene sexuelle Obsessionen ist als vielmehr über die Unfähigkeit, diese auszuleben.

So sind Kubricks Filme gerade nicht die übervollen Wimmelbilder, in denen enthusiastische Interpreten jede ihrer Deutungen bestätigt finden möchten, als vielmehr um schwarze Löcher herum gewobene Rätsel: Maskenbilder mit Hohlraum anstelle eines Gesichts dahinter, ein leeres Labyrinth, wie jenes in «Shining». Umso interessanter, dass diese Filme nun in HD zurück ins Kino kommen. Vielleicht macht die hohe Auflösung noch stärker auch jene Auflösungserscheinungen und blinden Flecken klar, um die es eigentlich geht.

Überragendes Sinnbild für diese Lücke in Kubricks filmischem Gewebe bleibt freilich der schwarze Monolith aus «2001: A Space Odyssey» mitsamt dem nicht zu deutenden Phantomschmerz, den er in allen Figuren und auch in uns Zuschauern auslöst. In einem der schönsten Momente des Films fährt die Kamera auf den Monolithen zu, bis dieser die Leinwand teilt als simpler schwarzer Balken. Der Monolith entpuppt sich als jene Lücke, die ohnehin immer zwischen den einzelnen Kadern auf dem Filmstreifen liegt. Der Fluss der Bilder war immer schon skandiert, amputiert. Erst davon lebt er. Wer hingegen aus falscher Verehrung für den Regisseur versucht, die fehlenden Glieder wieder in Stand und in Funktion zu setzen, beweist damit nur, dass er letztlich zu schwach ist, Kubricks Phantomschmerz auszuhalten.

Zürich, Kino Xenix, bis 22. April.

«Im postmodernen Theater rennen alle nackt herum»

Wie Schülertheater an Kantonsschulen in Zürich den Widerstreit von Post-Dramatik und Klassik auf der Bühne vereinen

Frühling heisst an den Kantonsschulen in Zürich Bühnenzeit. Drei Inszenierungen mit Gymnasiasten sind dieser Tage zu sehen. Dabei prallen Vorstellungen vom zeitgenössischen und vom klassischen Theater aufeinander.

Katja Baigger

Eigentlich wäre ein Reigen mit Lieblingssongs der Schüler geplant gewesen. «Playlist» lautete zunächst das Projekt des Theaters der Kantonsschule Zürich Nord. Am Freitag feiert das Stück nun aber unter dem Titel «Playlist gone» in der Aula Premiere. Wie kam es zu dieser Änderung? Die Darstellerinnen und Darsteller sollten hierzu für ihre Lieblingssongs rhythmische oder assoziative Bilder finden. Sie taten dies, setzten die Akzeptanz von Homosexualität, Fragen zum Leben nach dem Tod oder die Ohnmacht in Anbetracht von globalen Katastrophen auf der Bühne um. Nach einigen Wochen Probearbeit hätten einige

Schülerinnen gestanden, dass sie es vermissten, in Figuren hineinschlüpfen zu können, die durch den Abend führten, erzählt die Regisseurin Karin Arnold. «Sie sagten, sie würden sich lieber mit den Problemen einer theatralen Figur beschäftigen als mit den eigenen.» Diese Auseinandersetzung habe das Theater der Kantonsschule Zürich Nord dazu bewogen, das Projekt «Playlist» mit einem klassischen Stück zu ergänzen. Das sieht so aus: Der Reigen der Lieblingssongs wird unvermittelt abgebrochen, es kommt zu einem fingierten Disput der Schüler über ihre persönlichen Theaterform-Vorlieben. Die einen sind der Ansicht, dass antike Tragödien fünf Stunden dauerten, die anderen finden, im postmodernen Theater rennten alle nackt auf der Bühne herum. Dann folgt Jean Anouilhs Version des Antigone-Stoffs; zusammengekürzt auf angenehme 30 Minuten.

Arnold erklärt, sie und die Co-Regisseurin Kira van Eijdsden hätten bereits während des Erarbeitens von anderen Schultheatern die Erfahrung gemacht, dass Jugendliche im Alter zwischen 14

und 17 Jahren das klassische Rollenspiel der post-dramatischen Bühnenarbeit vorzögen. «Sie lieben es, Geschichten zu erzählen, in eine Figur hineinzuschlüpfen und sich mit deren Problemen auseinanderzusetzen.» Viele schätzten zwar die Freiheit der Performance, wollten jedoch lieber eine Figur verkörpern statt sich selbst. Auch die Aktualisierung eines Klassikers kann ein Weg sein, die Jugendlichen zu begeistern. An der Kantonsschule Enge zeigt das Junge Theater KEN ab dem 12. April mit «R&J» eine moderne Bearbeitung von Shakespeares «Romeo und Julia». Der Autor Jean-Michel Rüber verfasste den Theatertext über die dem Untergang geweihte Liebe in Mundart. Dass Schweizerdeutsch gesprochen werde, senke die Hemmschwelle, auf die Bühne zu treten, ist der Regisseur Daniel Hajdu überzeugt. Zudem glaubt er, dass die Aktualisierung dem Darstellern hilft, einen direkteren Zugang zu finden. Die Herausforderung liege darin, Jugendliche eine komplexe Liebesgeschichte erzählen zu lassen, die beim Zuschauer eine Achterbahn der Gefühle erzeugen soll. Während die

Gymnasiasten im ersten Teil komödiantisch auftraten, erforschten sie im zweiten Teil, was es heisst, «grosse Gefühle» zu zeigen. «Wie geht man mit Gewalt um, mit Tod und Rache? Auf der Bühne können wir bekannte und unbekannte Facetten des Lebens erforschen.»

Das ist auch die Devise von Christian Seiler, dem Gesamtleiter der AG Theater Rämibühl. Er setzt in der Performance, die er ab 1. April mit 15 Gymnasiasten auf die Bühne bringt, ganz auf die Gegenwart und die persönliche Erfahrung der Schüler. «Der Rest des Lebens. Ein Gegenwartsprojekt» setzt sich mit der Gestaltung der Zukunft der Jugendlichen auseinander. Dabei geht es ebenfalls um traditionelle Fragen, wie jene, ob die Fokussierung auf die Zukunft oder die Vergangenheit unsere Gegenwart verdrängt. «Carpe diem!» lautet der klassische Leitspruch dazu.

Zürich, Theater Kantonsschule Zürich Nord, Aula. Premiere am 27. März, 19.30 h. Bis 31. März. Zürich, Junges Theater Kantonsschule Enge, Aula. Premiere am 12. April, 20 h. Bis 16. April. Zürich, AG Theater Rämibühl, Aula. Premiere am 1. April, 19 h und 21 h. Bis 11. April.

Launige Kontemplation

«Horizont Mozart» im St. Peter

Tobias Gerber · Frühlingshaft eröffneten die Swiss Chamber Soloists das Konzert mit Mozarts Flötenquartett in A-Dur KV 298. Dieses beginnt zwar mit einem Hauch von Wehmütigkeit im Flöthema, schon bald aber kehrt mit kurzen Wortmeldungen der einzelnen Instrumente heitere Unbeschwertheit ein, die sich durch die ganze Komposition zieht. Bis sie im dritten Satz im schalkhaft-spöttischen Spiel mit einem Thema von Mozarts Zeitgenossen Giovanni Paisello in übermütige Ausgelassenheit umschlägt.

Spontane Erweiterung

Der leichtfüssige Charakter dieses Einsteigs verflüchtigte sich im Konzert dann schnell – nicht aber, weil das Spiel des Ensembles an Frische eingebüsst hätte. Doch schon in «Panrei» von Heinz Holliger für Solo-Flöte und Obligati wich die launige Stimmung den kontemplativen Klängen dieser «dreifachen Geburtstagsmusik», in der die Stimmen des in der Kirche verteilten Ensembles einen Hallraum für die ruhige, aber spannungsgeladene Solo-Flöte Felix Rengglis bildeten. 2014 ur-aufgeführt, durfte das Publikum in der Kirche St. Peter einer erneuten Uraufführung beiwohnen: Holliger hatte sich in der Vorbereitung des Konzerts spontan dazu entschieden, das Werk um eine Bratschenstimme zu erweitern. Mit insgesamt drei Kompositionen war Holliger im Programm prominent vertreten. «3 kleine Szenen» für Violine solo wurde von Esther Hoppe grossartig vortragen, die im ersten Satz zur Violine singt, mit einer Stimme, die anfangs noch als Fremdkörper zum Geigenklang auftritt, sich dann mit diesem vermischt und geisterhaft immer wieder daraus hervortritt. «Berceuse pour M.», die zweite Uraufführung von Holliger für Englischhorn solo, wurde von ihm selber gespielt. Ein wirkliches Wiegenlied ist der Nachruf auf eine verstorbene Freundin mit seinen sprunghaften Linien und Pausen schweren Atems nicht, umso mehr aber eine ergreifende Reflexion auf das Ende eines Lebens.

Noch eine Uraufführung

Mit Nicolas Bolens' «und weiter» für Flöte, Oboe und Streichtrio stand noch eine Uraufführung auf dem Programm. Unterschiedlich pulsierende Schichten durchziehen ihre vier Teile und werden von gegenläufigen (Nicht-)Bewegungen unterwandert. Scharf artikulierte und konturierte das Ensemble die einzelnen Elemente, was der für dieses Stück nicht ganz optimalen Akustik der Kirche entgegenwirkte. Für Staunen sorgte schliesslich die von Matthias Würsch in Mozarts Adagio und Rondo KV 617 gespielte Glasharmonika, deren sphärische Klänge den Bogen des heiter-besinnlichen Programms sanft schlossen.

Zürich, Kirche St. Peter, 25. März.

JETZT

Ausstellung

Im Chor der Kirche St. Peter wird vom Sonntag an die Ausstellung «Přemysl Pitter – ein europäischer Humanist» gezeigt. Pitter hat sich nach dem Krieg in Prag für jüdische Kinder ebenso eingesetzt wie für deutsche. Unter den Kommunisten musste er fliehen und kam so nach Zürich, wo er die Jan-Hus-Gemeinde gründete, die sich immer noch jeden Sonntag im Lavaterhaus zum Gottesdienst in tschechischer Sprache trifft. Zur Eröffnung spricht als Zeitzeuge Pavel Kohn, ein sogenanntes «Pitter-Kind». *sru.*

Zürich, Chor des St. Peter, 29. 3. bis 11. 4., täglich 10 h bis 16 h geöffnet.